

mung der Freude. Christen werden den Glanz ihrer Hoffnung nicht weitergeben können, wenn er sie nicht selbst erfüllt. Und er kann sie nur erfüllen, wenn es wirklich der Glanz der seligen Hoffnung ist, der Hoffnung auf das ewige Leben.

Macht ohne Amt

Das Bild des Priesters im neueren Roman

Von Johannes Werner

Es zählte zu den Selbstverständlichkeiten einer langen, doch noch gar nicht lange vergangenen Zeit, daß ein Pfarrer wirklich ein Pfarrherr war, ein Hirte, der über seine Herde herrschte; und daß sein Pfarrhaus eigentlich ein Pfarrhof war, behäbig und behaglich zugleich, mit Scheuern und Kellern, die sich nie leerten. Francis Jammes (›Der Pfarrherr von Ozeron‹, 1918), Felix Timmermans (›Der Pfarrer vom blühenden Weinberg‹, 1923) und Ernest Claes (›Der Pfarrer aus dem Kempenland‹, 1935) haben dieses Bild literarisch fixiert, bevor es faktisch verblaßte – als hätten sie geahnt, daß es mit dieser Herrlichkeit alsbald zu Ende gehen sollte.¹

I. Der erste Typus: Weihe ohne Würde

Denn schon kommt ein Priesterbild in Sicht, das eindeutig im Zeichen des Scheiterns steht. Georges Bernanos (›Tagebuch eines Landpfarrers‹, 1936) zeigt einen Priester, der kein mit Güte und Strenge waltender Patriarch, der alles andere als die segenspendende, strahlende Mitte seiner Gemeinde ist; der vielmehr ein ungeschickter, gehemmter und gequälter Mensch ist und ein dumpfes, trübes und trostloses Leben führt. Als ihn, nach einem Arztbesuch in der Stadt, das tödliche Krebsleiden niederwirft, flüchtet er sich mit letzter Kraft zu einem früheren Freund und Konfrater, jetzt Handelsvertreter billigster Sorte, der seine überaus schäbige Behausung mit einer unscheinbaren Aufwärterin teilt, die ihn liebt und verehrt und seine so verzweifelten wie vergeblichen Versuche, sie zu bilden, heroisch erträgt, auch weil sie weiß, daß er nicht mehr lange zu leben hat. (Dasselbe Milieu wird dann wieder von Franz Werfel –›Der veruntreute Himmel‹, 1939 – in einem schmutzigen Winkel der alten Stadt Prag lokalisiert, wo der ehemalige Alumnus, jetzt angeblich Redakteur, mit seiner hinkenden Geliebten haust; in ihm muß Teta Linek ihren in der Tat teuren Neffen wiederfinden, statt, wie erhofft, in dem Dorfpfarrer von Hustopeč, der ihr zwischen den Bienenstöcken seines Pfarrhausgartens trügerisch entgegentrat.) Der Landpfarrer stirbt gewissermaßen in den Armen seines ehemaligen priesterlichen

1 Weitere wirkliche Beispiele vgl. etwa bei: Joseph Bernhart, *Der Kaplan*. Aufzeichnungen aus einem Leben. München ²1924; Reinhold Schneider, *Winter in Wien*. Aus meinen Notizbüchern 1957/58. Freiburg ³1958, S. 95-97. – Das gesamte, hier gemeinte Thema kam, freilich sehr fragmentarisch, schon einmal zur Sprache: Paul Konrad Kurz, *Das Priesterbild im modernen Roman*, in: ders., *Über moderne Literatur, III. Standorte und Deutungen*. Frankfurt 1971, S. 151-173.

Mitbruders; aus seinem Mund empfängt er, da der reguläre Geistliche auf sich warten läßt, die Absolution. Die letzten Worte des Sterbenden lauten: »Alles ist Gnade.«²

Während Bernanos die Möglichkeit einer Divergenz von Macht und Amt noch ganz zaghaft am Rande des Romans andeutet, nämlich erst in einer seiner Randfiguren, stellt Stefan Andres (»Wir sind Utopia«, 1942) einen ehemaligen Priester ins Zentrum des Geschehens: er heißt Paco, war erst Mönch und dann Matrose und hat, seinen eigenen Worten zufolge, sein Priestertum »in tausend Hafenschenken im Wein ertränkt und in Lotterbetten verhurt«.³ Dennoch hört er die Beichte des Offiziers, dessen Gefangener er nunmehr ist, und »Pacos Art, die Hand zum Segen zu erheben, hatte, wenn man sein spöttisches Gebaren eine Minute vorher gesehen hatte, etwas Bestürzendes, denn er segnete nicht wie einer, der das von sich aus tut, sondern auf eine ganz unprivate, unpersönliche Weise, sozusagen von ferne, aber voll der Kraft und Autorität«.⁴ Er erteilt seinem Gegenspieler dann auch die Absolution, und er erteilt sie ebenso seinen Mitgefangenen, kurz bevor sie – zusammen mit ihm – heimtückisch erschossen werden. (Das Buch spielt im Spanischen Bürgerkrieg, den es aber tendenziös verzeichnet, was, ungeachtet seiner einstigen Popularität, nur eine seiner vielen Schwächen ist.)

Auch der sogenannte Schnapspriester, den Graham Greene (»Die Kraft und die Herrlichkeit«, 1940) vorführt, ist unwürdig, wie er selber gut genug weiß. Seine Verzweiflung ertränkt er in Alkohol und hat sie einst auch in den Armen einer Frau erstickt, die nun ein Kind von ihm hat. Dennoch bleibt er seiner Sache treuer als die Priester, die mit der nachrevolutionären Regierung einen faulen Frieden gemacht haben und von ihr auf Rente gesetzt worden sind. (Dies in Mexiko, in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts.) Stets in der Gefahr gefaßt zu werden, treibt er sich im Untergrund herum oder wird vielmehr getrieben; als Priester unkenntlich und unerkannt spendet er die Taufe, hört er die Beichte, liest er die Messe. »Es war stockfinster; noch gab es kein Anzeichen des nahenden Morgens. Etwa zwei Dutzend Menschen saßen auf dem Lehmboden der geräumigsten Hütte, während er ihnen seine Predigt hielt. Er konnte sie nur undeutlich sehen. Ruhig stieg der Rauch der Kerzen von den Kisten gegen die Decke, denn die Tür war verschlossen und kein Luftzug drang herein. Er stand in seinen fransigen Peonshosen und dem zerrissenen Hemd zwischen ihnen und erzählte ihnen vom Himmel. Sie murmelten vor sich hin und rückten unruhig hin und her; er wußte, daß sie den Augenblick herbeisehnten, da die Messe vorüber wäre. Sie hatten ihn sehr früh geweckt, weil das Gerücht zu ihnen gedrungen war, daß die Polizei ...«⁵ Schließlich gelangt er in Sicherheit, doch das angebliche Verlangen eines sterbenden Verbrechers nach den Sakramenten ruft ihn wieder zurück; er folgt diesem Ruf, obwohl er die Falle ahnt, und wird gefaßt; und wird hingerichtet, nachdem ihm der staatlich quieszierte Ortspfarrer, der ihm schon einmal den Schutz vor polizeilicher Verfolgung und Verhaftung verweigerte, nun auch noch den priesterlichen Beistand versagt hat.

Auch der Priester León Rivas, den derselbe Graham Greene in einem späteren

2 Georg Bernanos, Tagebuch eines Landpfarrers. Ein Roman. Leipzig 31938, S. 342.

3 Stefan Andres, Wir sind Utopia. Novelle. München 1955, S. 24.

4 Ebd., S. 92.

5 Graham Greene, Die Kraft und die Herrlichkeit. Wien 1953, S. 122.

Roman (›Der Honorarkonsul‹, 1973) darstellt, ist, nach amtlicher Lesart, kein würdiger Vertreter seines Standes. Er hat sein Amt verlassen, hat geheiratet und ist in den Untergrund gegangen, von dem aus er als Guerrillero die Regierung bekämpft. (Dies nun in Argentinien, ziemlich nahe an der Gegenwart.) Dennoch kann er nicht verleugnen, was er einmal war und im Grunde immer noch ist: »Der Mann schlug zwei Eier, eines nach dem anderen, am Rand der Pfanne auf. Die Art, wie seine Finger die zwei Hälften der Schale über die Pfanne hielten, erinnerten Fortnum irgendwie an den Augenblick, wenn der Priester vor dem Altar die Hostie über dem Abendmahlskelch bricht.«⁶ Fortnum ist der britische Honorarkonsul, den Leóns Leute versehentlich – nämlich anstelle des viel wichtigeren amerikanischen Botschafters – entführt haben und für den sie vergeblich Lösegeld fordern. Ihre Hütte wird entdeckt und umstellt, ein für sie unannehmbares Ultimatum wird ihnen gestellt, und angesichts des nahen Todes hört der Priester die letzte Beichte, liest er die letzte Messe: in einem nassen Hemd, mit einem Taschenmeßbuch, dem der halbe Einband fehlt und das er nicht richtig aufschlagen kann, weil er das liturgische Datum nicht kennt; ein zerrissenes Küchentuch dient als Altartuch, eine Kürbisflasche als Kelch. »Vater Rivas nahm das Küchentuch und begann die Kürbisflasche zu säubern, so sorgfältig, als wäre er in seiner Pfarrkirche in Asunción.«⁷

II. Die Frage nach der Gültigkeit

Hier nun ist, zwecks Zwischenbilanz, die Reihe der Referate kurz zu unterbrechen. Sie waren so angelegt, daß sie das Gemeinsame der nacherzählten Werke, das hier allein interessiert, sichtbar werden ließen: in je selbst- und eigenständiger Weise zeigen sie, die Werke, die geheimnisvolle Gestalt des gefallenen oder abgefallenen, offenbar unwürdigen Priesters, der unter unwürdigen Umständen die priesterlichen Sakramente spendet, also Beichte hört und Messe liest, doch ohne daß an der Gültigkeit der Spendung ernsthaft zu zweifeln wäre. An deren Unabhängigkeit von der Würdigkeit des Spenders glaubt die Kirche seit je und selbst dann, wenn seine sakramentale Intention ins glatte Gegenteil umschlägt, wie bei jedem Satanisten nach der Art des Kanonikus Docre, dessen wahrlich schwarze Messe schon Joris-Karl Huysmans (›Tief unten‹, 1891) wirklichkeitsgetreu geschildert hat; und auch dann, wenn eine solche Intention überhaupt fehlt, wie bei dem von Willa Cather (›Der Tod kommt zum Erzbischof‹, 1927) geschilderten Pater Martinez, der in verbrecherischer Weise große Reichtümer gehäuft und zahllose Kinder gezeugt hat, der selbstherrlich wie ein Fürst über seiner Gemeinde thront und gegen seinen Bischof kämpft – und dennoch feierlich die Messe zelebriert. Um so weniger ist am gültigen Tun derer zu zweifeln, die, wie die vorher genannten, zwar schwach, aber guten Willens sind. Gott schreibt gerade auch auf krummen Zeilen.⁸

6 Graham Greene, *Der Honorarkonsul*. Wien/Hamburg 1973, S. 134.

7 Ebd., S. 303.

8 Die Darstellung der Priesterfrauen hätte einen genaueren Blick und mehr als nur eine Fußnote verdient. Durchweg wird gezeigt, wie sie zu ihrem Mann immer noch als zu einem Vater aufblicken, ihn also erhöhen (so bei Bernanos, Greene I und II) oder wie sie ihn demütigen und erniedrigen (Greene II, gewissermaßen auch bei Werfel).

III. Der zweite Typus: Würde ohne Weihe

Greenes späterer Roman war freilich noch nicht zu Ende erzählt. Denn Doktor Plarr, ein ziemlich zufällig in die Affäre verwickelter Arzt, versucht die umstellte Hütte noch zu verlassen und wird dabei niedergeschossen – ebenso dann León, der ihm folgt, um ihm zu helfen. Und nun spricht, mit letzter Kraft, der sterbende Priester das Sündenbekenntnis, und der Arzt, auch er den Tod vor Augen, sagt die lösenden, erlösenden Worte, erteilt die Absolution. »Ego te absolvo«, flüsterte Doktor Plarr, der sich mit einemmal erinnerte.«⁹ Darf er? Wirkt es? Schreibt Gott gerade auch ohne Zeilen?

Dieselbe Frage stellt, wenn auch weitaus eindringlicher, Henri Queffélec (›Gott braucht die Menschen«, 1944). Sein Roman spielt in dem rauhen Klima und unter den nicht minder rauhen Bewohnern einer bretonischen Insel, auf der es kein Priester lange aushält. Als die Gemeinde wieder einmal verwaist – und entsprechend verwahrlost – ist, übernimmt der bisherige Mesner und Fischer Thomas Gourvenec das vakante Amt, ja es wird ihm vielmehr von ihr aufgedrängt. Immer mehr wächst er in es hinein, bis er es ganz ausfüllt. Schließlich feiert er sogar die Eucharistie: »Bei der Wandlung überkam ihn Todesangst. Über den Altar gebeugt, ohne lateinische Formeln nur auf sein inneres Gebet angewiesen, fühlte er sich verlassen und allein. Nicht etwa die Überschreitung der ihm gesetzten Grenzen erfüllte ihn mit Furcht – nie war er sich umsichtiger und kühner vorgekommen als in diesem Moment –, nur die Frage, ob Gott sich durch ihn auf die Insel herabholen lassen würde, quälte ihn.«¹⁰ Am Nachmittag desselben Tages sprechen schon die ersten Gemeindemitglieder vor, um sich die lange ersehnte, lange entbehrte Absolution zu holen, die Thomas ihnen auch erteilt. Dieser sich immer mehr verfestigenden Praxis kann der zuständige Bischof freilich nicht untätig zusehen; seine Interventionen führen zu einem Kompromiß: Thomas muß vier Jahre lang am Priesterseminar studieren. Doch die theologische Gelehrsamkeit ist seine Sache nicht, folglich fällt er durch alle Prüfungen und kehrt auf seine Insel, zu seiner Gemeinde zurück – und diese setzt ihn kurzerhand in seine priesterlichen Ämter wieder ein. (Welche Wendung! Wie einfach wäre es gewesen, Thomas bestehen zu lassen und die Geschichte so zu einem unanstößigen Ende zu führen!) Dem Bischof bleibt nichts anderes übrig, als die normative Kraft des Faktischen anzuerkennen und den zum Priester zu weihen, der es eigentlich schon ist. Die Gültigkeit seines sakramentalen Handelns stand ohnehin nie in Frage, und so kann er bis zur Weihe, könnte er wohl auch ohne Weihe weiterhin tun, was er bisher schon tat.

Zwar am Rande, aber immer noch im Rahmen des Themas steht ein Roman von Göran Stenius (›Die Glocken von Rom«, 1955). Auch hier erklärt und eröffnet sich, im Angesicht des Todes, ein Priester einem Arzt, und er wird selbst gewiß am besten wissen, wie er sein Bekenntnis nennt: »Merken Sie nicht, daß dies eine Beichte ist?«¹¹ Derselbe Priester nimmt vorher an dem altchristlichen Abendmahl teil, das eine abgeschiedene Gemeinde irgendwo in den Abruzzen, in der ›Herberge zum Guten

9 G. Greene, Honorarkonsul, S. 313 (vgl. auch S. 289!).

10 Henri Queffélec, Gott braucht die Menschen. Wien o.J., S. 169.

11 Göran Stenius, Die Glocken von Rom. Frankfurt 1964, S. 463 (vgl. auch S. 465 f.).

Hirten«, von alters her feiert. »Ein Gefühl von Schwindel erfaßte Thomas. Da stand ein abruzzischer Hirte in einem armen Dorfgasthaus und fragte in vollem Ernst, ob er des Herrn Leib und Blut an dem rohen Holztisch verzehren wolle, als sei das die natürlichste Sache der Welt. Jahrtausende wirbelten ihm durcheinander, und er fragte sich schon, ob er Halluzinationen habe. Jetzt erst gewahrte er, daß Pater Barnabas die Soutane gegen einen groben, dunklen Hirtenmantel vertauscht hatte, der unlegbar besser in diese Umgebung paßte. Thomas empfand sich plötzlich als einen Anachronismus, wie er da in seinem schwarzen Priestergewand, mit dem Brevier in der Hintertasche, saß.«¹² Zelebrant ist zwar ein gewisser Pater Barnabas, ein geweihter Priester also; aber er legt sein priesterliches Kleid ab und das der Hirten an, die seine Gemeinde sind – ein Zeichen dafür, daß er wohl auch ohne Weihe tun könnte, was er tut.

Ignazio Silone (›Brot und Wein«, 1936) geht noch einen großen Schritt weiter. Sein Roman dreht sich um die Gestalt des schwerkranken Kommunisten Pietro Spina, der ein geistliches Gewand anlegt, sich als ein Priester namens Don Paolo Spada ausgibt und sich wiederum in einem gottverlassenen Abruzzendorf verbirgt, um der Verfolgung durch die faschistische Polizei zu entgehen. Die Dörfler setzen ihr Vertrauen in den vermeintlichen Geistlichen, dessen liebevolle Zuneigung sie spüren, und bitten ihn, sie zu segnen – und ihre Beichte zu hören. Ein junger, idealistischer Kommunist namens Luigi Murica löst ungewollt ihren Ansturm aus, indem er Pietro aufsucht und ihm berichtet (oder besser: bekennt), welchen krummen Lauf sein Leben bisher genommen hat. Als er damit zu Ende ist, sagt er: »Ich bin nicht gekommen (...), um Verzeihung oder Absolution zu erbitten. Es gibt Wunden, die man nicht verbinden oder verbergen soll, sondern der Sonne aussetzen. Die rituelle und sakramentale Beichte, die man gewohnheitsmäßig und durch ein Gitter hindurch ablegt, ist meines Erachtens eine Zeremonie, bei der man Vorbehalte machen kann. Aber die Beichte eines Menschen gegenüber einem anderen Menschen kann dem Ausbrennen der Wunde gleichkommen.«¹³

Luigi wird gefaßt und von den Faschisten zu Tode gefoltert. »Er hatte (...) auf ein Stück Papier geschrieben: ›Die Wahrheit und die Brüderlichkeit werden unter den Menschen herrschen an Stelle der Lüge und des Hasses. Die lebendige Arbeit wird herrschen an Stelle des Geldes.‹ Als sie ihn verhafteten, haben sie diesen Zettel bei ihm gefunden, zu dem er sich auch bekannt hat. Im Hofe der Milizkaserne von Fossa haben sie ihm darum an Stelle einer Krone einen Nachttopf auf den Kopf gesetzt. ›Das ist die Wahrheit!‹ haben sie zu ihm gesagt. In die rechte Hand haben sie ihm an Stelle eines Zepters einen Besen gegeben. ›Das ist die Brüderlichkeit!‹ haben sie zu ihm gesagt. Dann haben sie ihm einen roten Teppich, der am Boden lag, um den Leib gelegt. Dann haben sie ihn gebunden, und die Milizen haben ihn mit Faustschlägen und Fußtritten bearbeitet. ›Das ist die lebendige Arbeit!‹ haben sie zu ihm gesagt. Als er zu Boden gefallen ist, sind sie mit ihren eisenbeschlagenen Absätzen mit aller Wucht auf ihm herumgetrampelt. Nach diesem Anfang der gerichtlichen Untersuchung hat er noch zwei Tage gelebt.«¹⁴ Unübersehbar ist Luigis Leiden der Passion

12 Ebd., S. 329.

13 Ignazio Silone, Brot und Wein. Zürich 1936, S. 286.

14 Ebd., S. 334.

Jesu nachgestaltet, als dessen Nachfolger er damit dargestellt wird. »Ecce homo«¹⁵ war schon das Stich- und Schlüsselwort, mit dem ihn Don Benedetto, ein von den Obrigkeiten kaltgestellter Priester, bei seinem früheren Schüler, dem angeblichen Don Paolo, eingeführt hatte. Und noch nach seinem Tod denkt seine Mutter daran, daß »ER«¹⁶ (sic!) neun Monate lang in ihrem Leib heranwuchs, genauso lange, wie die Ähren und die Trauben zu ihrer Reife brauchen. »Er war es«, sagt der alte Murica, sein Vater, bei der bäuerlichen Trauerfeier, »der mir geholfen hat, den Weizen, aus dem dieses Brot zubereitet ist, zu säen, zu hacken, zu ernten, zu dreschen, zu mahlen. Nehmt und esset, das ist sein Brot! (...) Er war es, der mir geholfen hat, den Weinberg, aus dem dieser Wein kommt, zu beschneiden, zu schwefeln, zu hacken, zu beernten. Nehmt und trinket, das ist sein Wein!«¹⁷ Es ist unverkennbar, daß hier, wiederum von einem ungeweihten Laien, eine Art von Eucharistie gefeiert wird; in Erinnerung, wenn auch nicht an Jesus selbst, so doch an einen, der ihm ähnlich wurde.

IV. Die Zeichen: Brot und Wein

Die Symbolik von Brot und Wein durchzieht den Roman, seinem Titel getreu, ganz; und nichts könnte in dem bäuerlichen Lebenskreis, in dem er spielt, sinnfälliger und sinnvoller sein. Schon nach ihrem großen Gespräch, und wie zu dessen Besiegelung als einer Beichte, gehen Pietro und Luigi zu Tisch und halten ein Mahl, das nur aus diesen beiden Substanzen besteht. »Die beiden Männer verzehren ihr Essen schweigend. Der Wein ist vom vergangenen Jahre und das Brot von vor vierzehn Tagen. Die beiden Männer weichen das alte Brot in dem alten Wein auf.«¹⁸ Und noch am Ende, als Pietro über die verschneiten Berge zu fliehen versucht, eilt ihm Cristina, seine Vertraute, mit etwas Kleidung und Nahrung nach und malt sich aus, was sie zu ihm sagen wird: »Jetzt trinken Sie etwas Wein und essen Sie etwas Brot, es sind einfache Dinge, aber sie tun gut.«¹⁹ (Um so greller erscheint vor diesem Hintergrund die Ermordung Don Benedetto durch die Faschisten – sie vergiften seinen Meißwein.)

In nahezu allen hier herangezogenen Werken spielen die eucharistischen Symbole die große Rolle, die ihnen von innen her zukommt – nicht nur in Silones Roman, über dem als Motto die Verse stehen könnten, die Georg Trakl schrieb:

»Wanderer, tritt still herein;
Schmerz versteinerte die Schwelle.
Da erglänzt in reiner Helle
Auf dem Tische Brot und Wein.«²⁰

In der Illegalität, in der Greenes Priester leben, ist die Beschaffung des Brotes und zumal des Weines ein gefährliches Unterfangen; in seinen Besitz zu gelangen, macht

15 Ebd., S. 273.

16 Ebd., S. 337.

17 Ebd., S. 336.

18 Ebd., S. 286.

19 Ebd., S. 345.

20 Georg Trakl, Ein Winterabend, in: ders., Gedichte. Hrsg. von Hans Szklenar. Frankfurt/Hamburg ²1965, S. 46. – Zur Symbolik vgl. auch: Romano Guardini, Von heiligen Zeichen. Mainz o.J., S. 36-39.

dem Schnapspriester eine ungeheure Mühe, und ebenso, sich durch seinen Besitz nicht zu verraten; und wehe dem Dorf, in dem er ihn einmal vergißt. (Dagegen schrieb sich der Pfarrer bei Timmermans, ein großer Kenner und wahrer Kellermeister, ausdrücklich »vom blühenden Weinberg« her; und der bei Claes stand ihm in solcher Kennerschaft nur wenig nach.) Die letzte Mahlzeit des gefangenen Priesters Paco, bei Andres, besteht auch aus Brot und Wein, und der kranke Landpfarrer bei Bernanos nimmt seit langem nichts anderes mehr zu sich.

V. Nochmals die Frage nach der Gültigkeit

Überhaupt sind, wie die Nacherzählungen schon zur Genüge zeigten, die priesterlichen Mittler hier meist Leidende oder Verfolgte oder manchmal auch beides zugleich. Sie stehen auf verlorenem Posten, scheitern an ihrer Schwäche auch anderswo bei Bernanos, bei Queffélec (»Unter leerem Himmel«, 1948) und noch bei Carlo Coccioli (»Himmel und Erde«, 1950). Um so eindrucksvoller ist die Treue, mit der sie gerade bei denen ausharren, die die amtliche Kirche vernachlässigt oder sogar verlassen hat. Da fällt es dann nicht weiter ins Gewicht, daß die einen zwar geweiht, aber unwürdig, und die anderen zwar ungeweiht, aber würdig sind. Daß das, was sie tun, in sakramentaler Weise gültig ist, darf im einen Fall als sicher, muß im anderen als völlig ungesichert gelten. (Mit Vorbedacht, so scheint es, sind freilich die gewählt, die hier als Priester wirken, ohne es im engen und strengen Sinn zu sein: sie sind Arzt, oder Fischer, oder Bauer, auch Hirte, haben also Berufe von geradezu apostolischer Dignität). Und hier ist nun die Literatur der Theologie vorausgeeilt, hat ungescheut danach gefragt, ob priesterliches Wirken auch *in extremis*, also auch in der Verlassenheit eines einzelnen oder einer ganzen Gemeinde, an Weihe oder Amt gebunden ist, und darauf geantwortet: mit Nein. Ignazio Silone, dessen Roman hier deshalb zuletzt zu besprechen war, weil er sich am weitesten vorwagt, obwohl er schon im selben Jahr wie der zuerst besprochene, weil zurückhaltendste Roman von Bernanos erschien – Silone also läßt die Hauptgestalt eines seiner späten Werke (»Das Abenteuer eines armen Christen«, 1968) sagen: »Gott hat Seelen geschaffen, nicht Institutionen.«²¹ Dies ist die nur scheinbar naive Sprache der Literatur, nicht der Theologie, aber vielleicht die, mit der diese sich herausfordern, in Frage und auf die Probe stellen läßt – die Theologie, die dann vielleicht, mit einiger Vorsicht und Verspätung, in ihrer eigenen Sprache antwortet: »Schließlich hat diese alternative Praxis auch eine dynamisierende Wirkung. Denn manche Christen erkennen allmählich deren neue Glaubwürdigkeitsstruktur; sie identifizieren sich deshalb immer mehr mit ihr. (...) Man kann doch nicht behaupten, daß diese gelebte Überzeugung, die jetzt schon das Leben vieler Gemeinden und Amtsträger beseelt und bestimmt, noch bevor sie auch öffentlich von der offiziellen Kirche anerkannt ist, keine innere christliche Apostolizität besäße und sie diese erst durch eine spätere christliche Sanktionierung erhalte. Im Gegenteil, sie wird später anerkannt, weil und sofern in ihr vorab, jetzt schon, tatsächlich ein christlicher »Logos« oder eine Apostolizität lebt: aktuell sinnvolle

²¹ Ignazio Silone, Das Abenteuer eines armen Christen. Köln/Berlin 1969, S. 204.

christliche Lebensmöglichkeit.«²² Vielleicht hat auch das freie, vorausseilende und vorwegnehmende Gedankenspiel der Literatur etwas von der Kraft, die hier der alternativen Praxis zugeschrieben wird.

Denn daß die Literatur scheinbar spontan eine ganze Reihe von problematischen Priesterbildern zeichnete, und dies noch innerhalb einer ganz kurzen Zeit, war sicher ein Symptom: dafür nämlich, daß eine bisherige Selbstverständlichkeit, die Kongruenz von Macht und Amt, keine mehr war.

Geist und Sprache

Tastende Erwägungen eines Romanciers

Von György Sebestyén

Am 20. Juni 1831, an einem Sonntag, unterhielten sich Goethe und Eckermann über den Unterschied zwischen der französischen und der deutschen Sprache. Die Stunde war behaglich, man hatte das Mittagessen gerade beendet. Goethe nannte die Sprache im allgemeinen »unvollkommen« und »unzulänglich« und sagte: »Wenn nun ein höherer Mensch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahndung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegende auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen, um seinen eigentümlichen Wahrnehmungen zu genügen.« Damit ist eine allen bekannte menschliche Erfahrung und zugleich das grundlegende Problem jeder Literatur formuliert. Sie liegt in der Begrenztheit unserer Mittel. Um bei Goethes Worte zu bleiben: Wir sind manches Mal in der Lage, »die Sprache der Geister« zu hören, doch steht uns dieselbe Sprache nicht zu Gebote.

Dem Versuch, ihren Abglanz mit Hilfe der gegebenen sprachlichen Mittel einzufangen, ihr fernes Echo im Wortgefüge ertönen zu lassen, dieses sowohl sinngebend wie in der sinnlich erfaßbaren Dimension von Klang und Rhythmus bis an die äußerste Grenze der Denkbare auszuweiten: diesem Versuch entspringt der bleibende Teil der Literatur. Nicht Könnerschaft gibt ihr Dauer, sondern der Impuls, von der empfangenen Vision zu einer sprachlich darstellbaren, dem Ursprung möglichst entsprechenden neuen Vision zu gelangen, vom metaphysischen Erlebnis bezaubert und angetrieben an jene Grenze vorzustößen, an der die Wirklichkeit durch Sprache zu transzendieren beginnt.

Der Vorgang gleicht jenem anderen, der uns Bilder oder auch nur unbedeutende Regungen der fernen Kindheit in den Sinn bringt, mit dem inneren Antrieb verbunden, die schmerzhaft schöne Erinnerung aus der zeitlichen Entfernung in die

22 Edward Schillebeeckx, *Das kirchliche Amt*. Düsseldorf 1981, S. 125 f. (vgl. bes. bis S. 132). Schon Karl Rahner hat davon gesprochen, daß der Priester erst von der Gemeinde und aus ihrer Mitte gewählt und erst dann vom Bischof geweiht werden könnte (*Demokratie in der Kirche?*, in: ders., *Gnade und Freiheit*. Kleine theologische Beiträge. Freiburg 1968, S. 113-130; hier S. 129).